

## **SIE GEHEN IMMER**

Sie gehen zügig. Sie laufen. Ihre nackten Füße berühren den Boden. Manchmal tragen sie Gummistiefel oder ausgetretene Schuhe. Wenn es regnet, hinterlassen sie Spuren auf schlammigen Wegen, auf mühsam bearbeiteten Äckern, die sich oft über steile Hänge erstrecken. Sie laufen den Alpacas hinterher, treiben die grauen Esel an, die ihnen schwere Lasten abnehmen: Große Milchkanen müssen von den Weiden bis zur Molkerei gebracht werden. Von dort transportieren sie dann die Molke in großen blauen Fässern heim, sie wird an die Schweine verfüttert. Beim Sammelbehälter herrscht großes Gedränge. Manchmal schießt die Molke üppig heraus, ein anderes Mal heißt es geduldig warten, bis wieder etwas nachfließt. Die Leitung kommt direkt aus der Käserei.

Esel werden aber nicht nur mit Molkefässern, sondern auch mit Kartoffelsäcken beladen, wenn Erntezeit ist und alle Familienmitglieder mithelfen, die Knollen auszugraben. In dieser Klimazone nahe beim Äquator baut man Erdäpfel das ganze Jahr über an. Von den Anden ausgehend wurden die Kartoffeln im 16. Jahrhundert zu uns gebracht und sind inzwischen ein wichtiger Bestandteil unserer Ernährung geworden. Auch als Futtermittel und in der Industrie werden sie verwendet, viele verschiedene Sorten werden kultiviert.

Die Frauen im Dorf tragen ihre kleinen Kinder in leuchtend bunten, kunstvoll verknöteten Tragetüchern am Rücken. Ich wundere mich immer, wie schnell sie unterwegs sind. Manchmal schauen die Kleinen neugierig aus den dicken Wollstoffen hervor: mit riesigen Augen, roten Backen und dunklen Haaren. Kinderwägen sieht man kaum, denn in dieser bergigen Gegend sind Gehwege und Straßen uneben, holprig gepflastert und selten asphaltiert.

Manche Männer reiten auf schwarzen oder rotbraunen Pferden durch das Dorf, und besonders am Dreikönigstag haben sie ihren großen Auftritt. Dann kommen Reiterabordnungen aus den 34 umliegenden Gemeinden nach Salinas de Guaranda. Sie versammeln sich am Dorfplatz und führen das Herodes-Spiel auf. Mit Symbolen verzierte hölzerne Steigbügel schmücken die Pferde, auf deren Rücken Alpaca-Felle und bunte Decken liegen. Kunstvoll gefertigtes Zaumzeug und bestickte Lederpölster zeugen von lebendigem Handwerk. Die Reiter tragen je nach Status und Rolle beim Spiel rote oder andersfärbige Umhänge. Viele Menschen haben sich verkleidet und

festlich geschmückt. Der Tod hat ebenso seinen Auftritt wie der Teufel, wie Clowns und als alte Weiber verkleidete Männer. Einer von ihnen trägt eine Affenmaske, ein anderer hebt seinen Rock hoch und stellt seinen großen Kunstpenis zur Schau. Für die Kinder ein großer Tag. Sie werden mit Süßigkeiten und Schleckereien aller Art verwöhnt, mit Popcorn und Eis.

Aus den umliegenden Dörfern kommen die Bauern an diesem Festtag mit Geschenken zum Bürgermeister und zum Pfarrer. Im Pfarrhof türmen sich Töpfe mit Essen: mit Reis, gegrillten Meerschweinchen und am Spieß gebratenen Maiskolben. Eine Frau hat Hühnereintopf mit viel Gemüse gebracht, gewürzt mit frischem Koriander. Es fließt reichlich Alkohol, und schon am Nachmittag sind manche Männer schwer betrunken. Einige bleiben irgendwo liegen, andere werden von ihren Frauen aufgelesen und heimgebracht.

Jeden Dienstag findet in *Salinas* der Wochenmarkt statt, zu dem die Bauern ihre Produkte und die Händler ihre Waren zum Verkauf bringen. Gemüse, Fleisch und Obst werden in der großen Halle feilgeboten, die übrigen Bedarfsgüter findet man an Ständen im Freien. Da gibt es Haushaltsartikel, Geschirr, meist aus Aluminium oder Plastik, Kleidung, Handys und Kopfhörer, die traditionellen bunten Wolltücher. Manchmal macht sich der Schuhhändler breit, Dutzende Gummistiefel hat er heute ausgepackt. Sie werden bei der Feldarbeit und bei langen Märschen im Regen gebraucht. Denn wenn es überhaupt hier regnet, dann ausgiebig. *Empanadas* werden verkauft, gegrillte Forellen und Maiskolben, gebratenes Fleisch. Es riecht nach Verbranntem, eine große Rauchwolke zieht durch den Ort.

Bananen sind in der Halle in Kisten gelagert, mit großen, grünen Blättern zu festen Paketen verschnürt. Hühnerkrallen hängen über die Kante eines weiß gekachelten Tisches herunter, nebenan liegt ein abgeschlagener Schafskopf und wartet auf Käufer. Der Kräuter- und Gewürzstand ist üppig bestückt. Geruch nach Zimt, Nelken, Thymian und Koriander. In der Halle ist der Lärmpegel groß, ein paar Tische und Bänke sind aufgestellt. Man holt sich gebratene Speisen auf Papp- oder Plastiktellern, nützt die Gelegenheit zum Plaudern. Säcke voll Maismehl, Reis und Teigwaren stehen herum, und in hohen Stapeln die hell- oder dunkelbraunen Panelblöcke, aus denen daheim in mühevoller Kleinstarbeit der Zucker gestoßen wird.

Vor der Markthalle steht ein großer Bus, der die Leute wieder in ihre Dörfer zurückzubringt. Da werden Säcke aufgeladen, Schachteln, und nicht selten wird ein Esel oder eine Kuh auf der hinteren Ladefläche mitgenommen.

Dreimal in der Woche arbeite ich als Physiotherapeutin im kürzlich gegründeten „Zentrum für Ältere Menschen“. Rosa kommt aus *Yuraucsha*, was „Weißes Stroh“ bedeutet. Das kleine Dorf liegt auf etwa 4.200 Metern Höhe. Rosa nimmt den langen Weg gerne auf sich, mindestens zweimal wöchentlich. Die Senioren plaudern miteinander, bekommen eine kleine Mahlzeit, werden von mir betreut, wenn sie Probleme am Bewegungsapparat haben. Viele von ihnen sind tagsüber oft alleine, weil die Jungen entweder weggezogen sind oder in größere Städte zum Arbeiten pendeln. Dabei hat sich seit den 1970er Jahren viel getan hier. Eine Molkerei, eine Schokoladefabrik, eine Wollverarbeitung und eine Weberei sind mit Mikrokrediten gebaut worden und haben für viele Dorfbewohner Arbeitsplätze geschaffen.

Im „Zentrum“ wird gemeinsam geturnt, zu ecuadorianischer Volksmusik aus dem Kassettenrekorder. Es klingt ein wenig nach Schellack-Schallplatten, die mich an alte Zeiten erinnern. Je nach Alter und Kondition tanzen die *adultos mayores* dazu, gut gelaunt und sichtlich erfreut, hier zu sein. Dass mir selber die Luft beim Tanzen ausgeht, ist kein Wunder, ich habe mich noch nicht genügend an die Höhe gewöhnt. Rosa trägt immer Gummistiefel, außen und innen voll mit Erde. Trotzdem führt sie der erste Weg im Seniorenzentrum auf das Laufband, als hätte sie nicht genug Bewegung beim zweistündigen Anmarsch gehabt.

*Don Pedro* kommt eine halbe Stunde zu spät, seine fröhliche Stimme und sein Lachen sind ansteckend. Er begrüßt alle einzeln. Zu dritt spielen die Männer mit dem großen Pezziball „Zuwerfen“. Dabei geht es nicht zimperlich zu. Hin und wieder werden die Frauen, die mit Umhang und Sombrero in ihren Stühlen sitzen, vom Ball getroffen. Manche von ihnen stricken, andere plaudern oder sind im Sitzen eingenickt. Wie die kleinen Buben lachen sie, die alten Männer, kindliche Spielfreude wird spürbar, aber auch männliches Imponiergehabe. Die Frauen beobachten die Männer, tuscheln über sie. Mit einem Mal treten die Senioren aus ihrer Rolle der geschlechtslosen Alten heraus. „Quien quiere massage, compresada?“, ruft die Leiterin des Zentrums Mercedes laut in den Saal. Die ersten melden sich, kommen zu den zwei Behandlungsliegen. Ziehen ihre Kleider aus, und auf meine Anregung hin neuerdings auch die Schuhe. Denn wir haben nur ein Leintuch pro Bett. Über einen

kleinen Sessel steigen sie auf die nicht höhenverstellbaren Liegen. Die meisten der Leute sind zwischen 140 und 150 cm klein.

Abgesehen davon, dass es hier in dem großen Raum keine Heizung gibt, ist auch die Wasserleitung geborsten. Mercedes und ich werden sie einige Wochen später selber reparieren, denn trotz mehrfacher Anfrage ist niemand vom Wasseramt gekommen. Kein Wasser in der Toilette, kein Wasser zum Händewaschen und zum Aufwischen des Bodens nach den Treffen. Ich desinfiziere meine Hände mit Sterilium. Der Bretterboden hat Löcher, und wir müssen darauf achten, dass niemand stolpert.

Diese Mängel werden im Lauf der Zeit immer unwichtiger. Allmählich merke ich mir die Namen, ich weiß, dass *Luz Amada* unter Einsamkeit leidet – ihre Kinder leben in Quito, dass *Cesar Gustavo* gerne mit mir tanzt und es begrüßen würde, wenn ich einen Hausbesuch bei ihm mache, obwohl er nicht gehbehindert ist. Ich weiß auch, dass *Rosa M.* über den Tod ihres Gatten noch immer nicht hinweggekommen ist, dass *Glorias* Bruder eben verstorben ist, und *Mercedes R.* im Spital ist, weil sie eine Gefäßoperation braucht. Bei ihr habe ich meist zwei Mal wöchentlich einen Hausbesuch gemacht. Sie hatte vor drei Jahren einen Schlaganfall und geht mit einem Stock. Nennt mich liebevoll Andreïta. Ich habe sie wirklich lieb gewonnen, besuche sie im Spital.

Mein erster Hausbesuch war ziemlich schockierend, *Angel C.* ist im Rollstuhl, ein Krebspatient, der alleine lebt. Wenn sich jemand dafür findet, lässt er sich mit dem Rollstuhl auf die *Plaza* schieben. Dieses alte Vehikel ist ziemlich abgenützt, hat Vollgummireifen, und da es im Ort so steil ist, besonders unmittelbar vor seiner Haustüre, schafft man es kaum, ihn hinaus zu schieben. Ich rutsche mit meinen Schuhen jedes Mal zurück, wenn ich ihn ausführe. „*Más fuerza, señora*“, „mehr Kraft, liebe Frau“, sagt er dann zu mir. In seinem Zimmer liegen Essensreste, die ausgeleerte Harnflasche, leere Dosen und Plastikbecher auf dem Bretterboden. Das Bett ist unordentlich und verschmutzt, ich scheue mich, ihn anzugreifen, mit meinen Händen „an-zu-greifen“, zu berühren.

Vor Weihnachten fahren wir zufällig in derselben *Camionetta* nach *Guaranda*, sein Sohn begleitet ihn zum Friseur. Er fragt mich, ob ich verheiratet bin, denn er suche eine Frau, die sich um ihn kümmert. Heute ist er ganz hübsch herausgeputzt, rasiert, frisiert, sauberer Anzug. Alle lachen.